

Die 21. Tagung des West- u. Süddeutschen Verbandes für Altertumsforschung in Trier, 12.—15. April 1928.

Der Name Trier zeigte seine Anziehungskraft in alter Weise, sodaß außer zahlreichen Fachgenossen unseres Forschungsgebietes, denen sich vom nordwestdeutschen Verbands R. Beltz, Schwerin wieder zugesellte, auch aus dem Auslande (aus Bulgarien, Irland, Luxemburg, Oesterreich, Schweiz, Türkei und Ungarn) eine Reihe von Gelehrten begrüßt werden konnte, als man sich am Mittwohabend im Trevisis-Restaurant nach Jahresfrist wiedersah. Die Anwesenheit des Regierungspräsidenten, des Oberbürgermeisters und des Vertreters des Landeshauptmanns der Rheinprovinz zeigten, wie sehr Staat, Stadt und Provinz die wissenschaftliche Arbeit achten, die der Aufklärung der Geschichte von Stadt und Land der alten Treverer seit langem schon gewidmet wird, das Erscheinen vieler Mitglieder der Gesellschaft für nützliche Forschungen bewies das alte, warmherzige Interesse der Bürgerkreise, das die Forschung mit tragen hilft.

In der ersten allgemeinen Sitzung am Donnerstag, den 12. April am Morgen waren die drei Vorträge der Ringwallforschung gewidmet und dienten als Vorbereitung zu dem Ausfluge des Nachmittags nach Otzenhausen, der die lebendige Anschauung dazu bot.

1. P. Steiner, Trier: „Die Ringwälle im Moselgebiet.“

Eine neu angefertigte Wandkarte bot ein Bild von der grossen Menge der alten Wehranlagen und ihrer Verteilung über das Trevererland. Ihre Erbauer nutzten offenbar mit Vorliebe, aber nicht ausschliesslich, die fortifikatorisch sehr günstigen Vorbedingungen, welche die nach drei Seiten steilabfallenden Felsungen boten, von denen das Land eine Ueberfülle hat. Die meisten Anlagen sind aus Steinen erbaut, nur wenige aus Erde (Grabenaushub). Diese wenigen sind offensichtlich landfremd, anscheinend alle mittelalterlich oder spätrömisch.

Von den verschiedenen Arten wurden Beispiele besprochen:

1. Erdwälle. Als mittelalterlicher Turmhügel (motte) hat sich das sogen. „Römergrab“ bei Orenhofen erwiesen (vergl. Steinhausen, Trierer Zeitschr. I 1926 S. 51 mit Abb. 2 u. 3). Mittelalterlich ist auch nach Ausweis der Hettnerschen Grabung die Geisenburg bei Brockscheid (Kr. Daun), eine Burgfläche von verdrückt-ovaler Form, ohne erkennbare Randsicherung, welche einen breiten Sohlgraben und einen davorliegenden, massigen Wall überragt; in ihr sind zwei quadratische, einzellige Bauten ermittelt (Westd. Ztschr. Museographie 1888 S. 299 d).

Nach Besprechung von zwei viereckigen Schanzen: der „Hunnenschanz“ b. Borg (Kr. Saarburg), einer fast quadratischen Anlage (von $60 \times 56 \times 57 \times 50$ m) mit Doppelwall, bei der in 170 m Abstand noch Reste von einer zweiten in grossem Bogen (um die erste?) geführten Anlage festgestellt sind, bestehend aus Erdwall mit Aussengraben — wie etwa bei der Schanze Fort St. Marc bei Serquigny (L. Coutil, Archéologie Gauloise III Arr. d. Bernay (1917) 4. Taf. u. S. 88 fig. 12) — dann des „Franzosenlagers“ bei Langweiler gegenüber dem Katzenloch bei Kempfeld (Kr. Bernkastel), einer rechteckigen Schanze zwischen zwei tief eingerissenen, vielleicht künstlich so geleiteten Bachbetten, wurden als besonders beachtenswert noch angeführt ein Viereckwall (von $40 \times 31 \times 37 \times 33$ m) im Wald bei Eisenach und eine grosse rechteckige Erdwallanlage im Grafenwald östlich Hermeskeil (beide Ldkr. Trier). Von letzterer ist nur die diagonal abgeschnittene Osthälfte mit abgerundeter Ecke (400 u. 350 m Seitenlänge) erhalten. Ihre Zeitbestimmung ist noch ganz ungewiss. Zeitlich noch ebenso ungeklärt ist der massige Abschnittswall von Castel a. d. Saar, der eine in römischer Zeit sicher und stark besiedelte, aber auch in vorgeschichtlicher und in fränkischer Zeit benutzte, durch senkrechte Felswände von Natur aus stark gesicherte Hochfläche abschliesst. (Sie wurde am Sonntag, den 15. April, von den Tagungsteilnehmern besichtigt.)

2. Von den Steinbefestigungen wurde zunächst die Form der Abschnittswallanlage besprochen, für welche der einen Bergvorsprung abriegelnde Zwerchwall mit Graben davor kennzeichnend ist. Als Musterbeispiel dafür wurde die „Hochburg“ sw Kordel an der Kyll vorgeführt, dadurch noch bemerkenswert, dass im Mittelalter die äusserste Spitze der Felsung durch einen breiten mit senkrechten Wänden in den Fels geschnittenen Graben mit stehengelassener Felsbrücke für sich noch besonders gesichert worden ist; in diesem Graben sind romanische Topfscherben gefunden. Mörtelmauerreste ferner dürften als Spuren eines isolierten Wohnturmes angesehen werden, wie er in frühmittelalterlichen Burgen die Regel ist. Einen solchen Turm hat das Provinzialmuseum Trier auch auf dem „Weinberg“ bei Kerpen (Kr. Daun) freigelegt auf einer Burgfläche hinter einem grossen Abschnittswall, vor dem auch hier wieder ein Felsgraben liegt. Ein weiterer Abschnittswall mit Steinmauer ohne Graben lag im Vorgelände dieser Befestigungsanlage. Funde von Latène-Scherben deuten auf vorrömische Besiedlung, zu der wohl der vordere Abschnittswall zu rechnen ist, wenn sich das auch nicht durch Fundstücke erhärten liess (vergl. P. Steiner in Trierer Heimatbuch, Festschr. z. rhein. Jahrtausendfeier 1925, S. 261-272 mit Abb. 1-5).

Als zweite Form wurde die Ringabschnittswallanlage erläutert, für welche als stolzestes Beispiel der „Ring von Otzenhausen“ zu gelten hat, (der am Nachmittag

gemeinsam besucht wurde): eine Bergzunge wird durch einen starken Abschnittswall mit Graben abgeriegelt, und zum Schutz der von Natur nicht genügend sturmfreien übrigen Seiten wird am Rand des Berges noch ein schwächerer Wall aufgesetzt. — Als ein besonders hübsches und wohlerhaltenes Beispiel wurde zweitens die Anlage auf dem „Ringkopf“ (b. Allenbach), aufgeführt, eine der in langer Reihe an der Nordgrenze des Landesteils Birkenfeld stehenden Befestigungen (vergl. Kofler, Westd. Ztschr. VIII 1889 S. 318). Hier ist der Zugang noch gut erhalten und zwar auf der linken Seite am zurückgebogenen östlichen Ende des Abschnittswalles, ehemals noch gesichert durch einen Turm, der das Ende des Randwalles krönte — ganz so wie z. B. bei dem Ringwall auf dem Burgberg bei Bieber im Spessart (Thomas, Nass. Annal. 34, 1904 Taf. XII S. 192) und bei der Wittekindsburg an der Porta Westfalica (Schuchhardt, Die frühgeschichtlichen Befestigungen in Niedersachsen S. 50 Abb. 21), ohne dass diese Erscheinung als Beweis für eine zeitliche Gleichsetzung angesehen werden dürfte. Eben solche Toranlage hat der Ring von Weinsheim (Kr. Prüm). Auf dem in den „Nachrichten aus der rhein. Denkmalpflege“ Jahrg. 2, 1920 Heft 1/2 S. 13 gegebenen Grundriss dieser Befestigung fehlt übrigens die Andeutung des Turmes noch, der damals noch nicht erkannt war.

Die dritte Form ist der eigentliche „Ring“wall. Sie ist die gegebene Form für die Befestigungen auf Berggipfeln, aber nicht auf diese beschränkt, im Trierischen nicht so häufig wie die beiden anderen Formen. Beispiel: der Steineberg bei Mehren. Da diese Befestigung wie der Ring von Otzenhausen inmitten zahlreicher Hügelgräberfelder der „Mehrener Kultur“ liegt, so ist sie wohl dieser Kulturstufe zuzuweisen und zwar mit Wahrscheinlichkeit als Vorort der damaligen Bevölkerung. — Ein Doppelringwall, noch dazu verstärkt durch je einen Abschnittswall als Vorbefestigung auf den zugänglichen schmalen Rändern der nächsten Geländestufe liegt auf der höchsten Spitze des „Hochkessels“ (421 m) an der Mosel zwischen Neef und Nehren (Kr. Kochem).

Im allgemeinen sind die trierischen Befestigungen von einfachstem Grundriss und ganz unkompliziert. Verstärkungen des Kernwerks kommen gelegentlich vor; so werden z. B. auch zur Sicherung von Wasserstellen besondere Anlagen gemacht. Das ist in der Wildenburg an der Nordgrenze von Birkenfeld der Fall, die im übrigen eine ganz atypische Doppelwallanlage ist, an einen schmalen Felsgrat angelehnt und in abschüssige Steinhänge hineingebaut (vergl. Kofler a. a. O. S. 312). — Eine Stufenwallburg (anscheinend der gleichen Art wie die bei M. Ebert, Prähist. Ztschr. V 1913 S. 558 mitgeteilte von Sawensee in Kurland) ist in der Anlage des bereits an der Grenze des Bezirks Trier im Kreise Adenau liegenden Kastellberges bei Hirschhausen zu erblicken, wo 5 Steinringe in Abständen von etwa 10 Schritt um den Hang des kegelförmigen Berges festzustellen sind, einer den andern überhöhend; auf der Spitze ist kaum Platz für eine Warte vorhanden, da sie nur eine 6×15 Schritt grosse Fläche hat. — Als absonderlich wurde noch die Dietzenley bei Gerolstein (Kr. Daun) angeführt, wo die Burgfläche ohne erkennbare Randsicherung den Steinwall um 3-10 m überragt. (Gelegentlich eines Besuches dieses Ringwalles im Anschluss an die Tagung fanden Dr. Bersu und Dr. Kraft ausser einer Feuersteinklinge an verschiedenen Stellen so viel latènezeitliche Scherben, dass danach diese Anlage als eisenzeitlich angesprochen werden kann).

Zum Schluss wurde auf eine Plateaufeste hingewiesen, die in der Hochfläche von Ferschweiler zwischen Prüm und Sauer (Kr. Bitburg) zu erkennen ist, ganz ähnlich wie z. B. die althelvetische Hochflächenbefestigung von Grabenstetten auf der schwäbischen Alb von Natur durch senkrechte Felswände geschützt, an Stellen, wo es nötig war, durch Randwalle befestigt; sie hat ausserdem nach Norden einen mächtigen bogenförmigen Abschnittswall, die Wikingerburg, und auf einem Berggipfel nach Süden eine Ringabschnittsbefestigung mit zwiefachen Abschnittswällen, die Niederburg. In dieser durchgehend in grosszügiger Weise unzugänglich gemachten riesenhaften Naturfestung von rund 33 qkm Flächenraum möchte, wie Berichterstatte annimmt, das Herz, die politische, kulturelle und wirtschaftliche Zentrale des grossen Treverervolkes zu suchen sein. (Ueber die besprochenen Wehranlagen hat Berichterstatte in den Jahresberichten des Provinzialmuseums Trier gelegentlich, ferner in einer Reihe von Zeitungsartikeln in den Trierer Tageszeitungen eingehend berichtet. Vergl. auch den Bericht über die 15. Tagung in Gießen 1921, Korr.-Bl. 1922 S. 26-31.)

2. F. Wagner-München: Vorgeschichtliche Befestigungen in Bayern.

Von den zahlreichen vor- und frühgeschichtlichen Befestigungen Bayerns, an die die Erinnerung des Volkes sich noch sehr wachgehalten hat, ist nur eine kleine Anzahl bisher untersucht worden. Gleichwohl ist für die meisten die Zuteilung an bestimmte Perioden schon aufgrund äusserer Kennzeichen möglich und eine Häufung der Anlagen zu bestimmten Zeiten unverkennbar. Traute man auch im 19. Jahrhundert derartige Anlagen der Vorzeit noch nicht zu, indem man sie „Römerschanzen“ benannte, so sind doch auf den Donau und Isar begleitenden Lößterrassen zwei schon für die neolithische Zeit erwiesen und teilweise untersucht, Kothingeichendorf bei Landau a. d. Isar und Altheim bei Landshut. Kothingeichendorf ist ein ringförmiges Werk mit mehreren Durchlaßstellen; darin befindet sich in der N-Ecke eine 50 m im Durchmesser messende, gleichfalls umwallte Hofanlage mit 4 nach den Himmelsrichtungen orientierten Toren; es ist ein spezialkeramischer Gutshof, wo sich auch Rössener Scherben gefunden haben. Zu Ende der Steinzeit erhält er im südöstlichen Teile eine neue Befestigung der Münchshöfener Stufe, vielleicht angelegt gegen die von Norden in das bandkeramische Gebiet eindringenden indogermanischen Stämme. In Altheim weist die Mischung von nordischen mit bandkeramischen Elementen auf das Herandringen der Indogermanen hin. Die Befestigung

aus einer Erdmauer mit Holzversteifung hinter dem Graben bestehend, ist im Kampf untergegangen, worauf neben Leichen im Graben die zahlreichen Pfeilspitzen an den Toren und die im Graben liegenden, anscheinend gegen die Feinde geschleuderten Töpfe deuten. Die Bronzezeit war eine Zeit friedlicher Entwicklung; eine Reihe von Höhensiedlungen, wie schon in neolithischer Zeit aus einem natürlichen Schutzbedürfnis hervorgegangen, weisen keine gleichzeitigen Verteidigungswerke auf. Erst das Erscheinen der Urnenfelderleute in Ha A zieht die Errichtung zahlreicher Befestigungen nach sich, die Fundniederschläge an den einzelnen Plätzen nehmen erheblich zu. Die heute sichtbaren Wälle waren ursprünglich durch Flechtwerk oder Pallisaden verstärkte Trockenmauern unter Verzicht meist auf den Graben. Der Anteil der Frühhallstattzeit lässt sich freilich bei den wiederholt benutzten, umgebauten und erweiterten Anlagen nicht immer genau umschreiben.

Neben der Engelsburg bei Rothenburg o. d. Tauber und dem Rothenberg im Ries bildet ein gutes Beispiel frühhallstattischen Befestigungsbaues die „Birg“ am Kochelsee auf einem 100 m ober dem See aufragenden isolierten Bergkegel, der auf der Angriffsseite im Süden mit einigen Wällen besetzt ist und auf seiner Höhe einen kleinen Ringwall trägt. Die Wohnplätze sind als in den Berghang eingearbeitete Podien zwischen und hinter den Wällen gut erkennbar. Die Tore waren als Lücken im Wall unter gleichzeitigem Uebereinandergreifen der Wallschenkel gebildet. In der entwickelten Hallstattzeit scheinen an die Stelle der Volksburgen entsprechend einer veränderten sozialen Struktur die Herrenburgen getreten zu sein, vielleicht nur aus Streitigkeiten der Herren unter sich errichtet. Diese Anlagen, die mehrfach im Ries vertreten sind, scheinen mit der Ausdehnung des keltischen Machtbereiches über Main und Donau hinaus vielfach zerstört zu sein. Die Befestigungen der Latènezeit zeigen eine erhebliche Ausdehnung, die den Gedanken an Dauerbesiedelung ausschliesst. Da die Funde schon in der ersten Zeit und wieder gegen Ende zunehmen, ist die Zeitstellung nicht immer sicher erkennbar, aber für die Spätlatènezeit wahrscheinlich, die die früheren Anlagen verstärkte und erweiterte, als die Germanen und Römer eine ernstliche Bedrohung der keltischen Herrschaft bildeten. Diese keltischen Befestigungen sind das eindrucksvollste, was wir in vorgeschichtlicher Zeit in Bayern kennen; ganze Gaue konnten anscheinend in ihnen Aufnahme finden. An der Donau sind die bald in der Ebene, bald auf Berghöhen gelegenen 'Oppida' geradezu planmässig an wichtigen Verkehrsstrassen aufgereiht, weshalb die Römer auch ihre Kastelle im Bereich oder in der Nähe der Befestigungen anlegten und diesen dann ein Ende bereiteten. So vielleicht bei Summontorium, sicher bei Parrodunum, wo die Römer den Namen der durch einen keltischen Abschnittswall verstärkten älteren Bergbefestigung übernahmen. Der festgeschlossene Ring von Manching liegt ganz in der Ebene an der Fluss angelehnt, sicher auch bei Straubing und Sorviodurum und wieder bei Passau. Nördlich der Donau ist noch Kallmünz in der Oberpfalz zu nennen und der Hesselberg bei Schwarzenburg mit seinem gut erkennbaren 'murus gallicus'. Auf dem 300 m über die Talsohle aufragenden Auerberg haben die Römer mit ihrer Anlage die Wiederbenutzung durch die Einheimischen hintangehalten; die ausgedehnten Wälle bei Kelheim sollten die dortige Eisenindustrie schützen, deren Bedeutung aus den vielen Schlackenwällen noch deutlich zu uns spricht. Ein eigenes Kapitel sind die Vierecksschanzen zwischen Schwarzwald, Main, Böhmerwald, Inn- und Alpenrand, gegen deren militärische Bedeutung die strategisch oft unmögliche Lage spricht. Unter diesen Anlagen aus der Zeit des Vorstosses der Germanen und Römer in das Land zeigt die von Deisenhofen — deren eine Ecke durch die Römerstrasse nach Augsburg abgeschnitten wird — noch die Eigentümlichkeit der Aussenschanzen.

Die spätrömischen Befestigungen machte sich auch das frühe Mittelalter teilweise zunutze. Ueber die Anlage der frühmittelalterlichen Herzogshöfe und dergleichen besitzen wir leider keine Vorstellungen. Erst die Ungarneinfälle des 10. Jahrhunderts veranlassten wieder die Anlage zahlreicher Befestigungen. Von den vorgeschichtlichen unterscheiden sie sich durch das Fehlen der Tore und durch die erheblichen Ausmasse von Wall und Graben. Häufig sind ältere Anlagen wieder benutzt und den neuen Bedürfnissen entsprechend durch Aufsetzen von Mauern, Anlage oder Vertiefen von Graben usw. umgebaut worden, z. B. der Frauenberg bei Weltenburg oder die sogen. 'Römerschanze' bei Grünwald-München mit 3 Wällen mit Gräben, wo ein Ministeriale des Bischofs von Freysing einst gesessen hat und Kallmünz in der Oberpfalz.

3. J. Vonderau-Fulda: Die Ringwälle der Rhön.

Die auf den Triasformationen aus Basalt oder Phonolith aufgebauten und die Umgegend beträchtlich überhöhenden Berge werden im Laufe der Rhönbesiedelung als wohl geeignete Punkte für die Erbauung von Zufluchtsburgen erkannt und dementsprechend ausgebaut. Beginnt die Besiedelung des Berglandes in der östlichen Rhön in bandkeramischer Zeit, während im westlichen Vorland zur Zeit der schnurverzierten Gefässe, so ist die Frage nach der zeitlichen Einordnung der Fluchtburgen noch nicht einwandfrei gelöst; nur der Haimberg, 4 km westlich von Fulda, lieferte aus seinen Kulturschichten innerhalb des Schlackenwalles stein- und bronzezeitliche Gerätschaften und Scherben. Während die Gräber des Flachlandes reiche Funde der Hügelgräberbronzezeit und frühen Hallstattzeit ergeben haben, fehlen diese in den Wohnplätzen innerhalb der Ringwälle. In der Latènezeit mit ihren sich in auffallender Weise in der Rhön mehrenden Denkmälern sind es nun die Ringwälle, deren Inventar und Einrichtung Licht über die Besiedelung des Gebirges verbreiten. Die einzelnen Befestigungen in ihrer Art durch die jeweilige Bergform bedingt, zeigen neben kombinierten Linien wie Milseburg, mit

ihren am Fuss 8 m starken Mauern, neben Altkönig und Gleichberg am besten erhalten, und Metternich bei Brückenaue einfache Mauerringe auf der Hessenkuppe und dem Kreuzberg, teils kyklopischer Art wie der Stallberg, teils Mauern mit Holzfachwerk, das von Thomas am äusseren östlichen Milseburgwall einwandfrei nachgewiesen worden ist. Die Zugänge sind teils durch Parallelzug der Wälle gebildet (Milseburg), teils halbgedeckte; die Wasserquellen vielfach eigenartig besonders geschützt, so an der Milseburg und am Baier. Wall und Tore waren wohl noch durch ein Gebück verstärkt: denn an der Milseburg haben sich die Flurnamen 'Gehäg' und 'Dornbuschgehege' bis heute erhalten. Die Podien an der Milseburg, mit 4-5 m Durchm., sind noch gut erkennbar, durch Anschüttung hergestellt, oft in kleineren Gruppen beieinander, wo man dann die Zugänge an der Lücke der umfassenden Steinkränze noch heute wohl erkennen kann; an der Felsnische des Kälberhutweidesteines der Milseburg liegen sogar einige Dreissig zu einem Dörfchen zusammengefasst, das nach dem Aussenwall zu von einer besonderen Grenzmauer umgeben ist. Neben den Podien sind auf der Milseburg auch Wohngruben da, die hauptsächlich Spinnwirtel, Armreife und weibliches Handwerkszeug ergaben. Ein rechteckiger, durch Zwischenwände untergeteilter Bau in Schichtmauerwerk mit besonderem Zugang wird wohl als das Häuptlingshaus der Volksburg anzusprechen sein. Das reiche Fundinventar in einigen Anlagen: eiserne Schwerter, Hiebmesser, Tüllenäxte, Kesselgehänge, Armringe aus Bronze und Gagat, blaue Glasperlen, runde und ovale Handmühlen, Scherben von vielfach typischer Technik und Verzierung ermöglichte eine zeitliche Festlegung der Erbauung und Besiedelung. Der für die Datierung besonders wichtige kleine Ringwall am Heidenknüppel im westlichen Vorlande lieferte eine Bronzefibel des 4. Jhs. und 1 blaue Glasperle und zeigt ein mit der Milseburg meist übereinstimmendes Scherbenmaterial, unter dem Scherben mit Graphitbeimischung, geglättete schwarze Tonware, nach Art der Terranigra-Gefässe auf der Scheibe gearbeitet, besonders wichtig sind; gleiche Funde auch von der Hessenkuppe im Nordosten. Ergibt sich daraus Vorhandensein und zeitweise Bewohnung dieser Ringwälle im 4. Jh. v. Chr., so wird das bestätigt durch die Flachgräberfelder der frühen Hallstattzeit, besonders durch das am Lanneshof östlich der Milseburg mit 47 Brandgräbern und auch wenigen Skelettgräbern dabei mit Steinsetzung, im Inventar mit der unmittelbar daneben liegenden Siedelung völlig zusammengehend. Der Vergleich dieser Urnenfelderkeramik mit den Scherben von der Milseburg ergibt nun die Unmöglichkeit einer Beziehung zwischen Burg und Urnenfelderbauten. So kommt Vonderau aufgrund seiner Gesamterfahrung zu dem Ergebnis, dass die ersten Ringwälle in der Rhön zwischen dem 6. und 4. Jahrhundert erbaut sein dürften von ein und demselben Volksstamm, was die Uebereinstimmung in Anlage, Mauertechnik und Fundinventar erhärtet. Die Frage nach den Erbauern der ersten Wälle beantworteten die Forschungen Bremers in der nördlichen Wetterau, der die Nordgrenze der keltischen Frühlatènegräber in den Marburger Lahnbergen mit dem Ausweichen vor dem nördlich davon fest wurzelnden Volkstum der Chatten erklärt hatte, das die Gallier nach Thüringen abgedrängt habe, wo bis in die Zeit des Tacitus noch gallische Stämme fest sassen. Da das durch die Ergebnisse der Sprachforschung in den Untersuchungen von Prof. Dr. Haas, Fulda über die keltischen Berg- und Flussnamen der Rhön bestätigt wird, dürfte an der Erbauung der Fluchtburgen und einer Besiedelung des Landes durch die Kelten kein Zweifel mehr herrschen. Dazu kommt nun noch die Beobachtung, dass die Ringwälle an zwei grossen alten Durchgangsstrassen aufgereiht liegen: an der Antanvia, von der Wetterau nach Thüringen führend. Heidenknüppel, Schieberg, Stallberg, Kleinberg, Oechsen bis Vacha an der Nordostgrenze, und am Ortesweg nach dem Grabfeld zu: Haimberg, Gaimberg, Margaretenberg, Milseburg, und ebenso die Tatsache, dass die Nord-Südlinie vom Oechsen bis zum Metternich unverkennbar eine nach Osten gerichtete Front zeigt. Diese systematische Gruppierung mit an alten Verbindungswegen liegenden Zwischenwerken lässt doch unzweideutig neben dem Charakter des Schutzes auch den einer Wegesperrung und vielleicht auch eines militärischen Stützpunktes für offensive Operationen in west-östlicher Richtung erkennen. Als solche haben dann aber die alten Ringwälle wieder eine Rolle in chattischer Zeit gespielt: das beweist die Gleichartigkeit der Scherbenfunde von der Milseburg und Metternich, und Hessenkuppe mit der Altenburg bei Niedenstein und denen aus Bremers Grabung bei Maden, unweit Gudensberg. Dann wird die Rhönstrecke Vacha-Metternich die Ostgrenze des chattischen Gebietes gebildet haben, die sie von den Thüringern scheidet, die nach Tacitus um die Mitte des 1. Jh. n. Chr. mit den Chatten in wiederholten Kämpfen um die Salzquellen lagen. Dabei waren die Sperrfesten nach Ausweis der Funde in der Hand der Chatten, vor allem die Milseburg, als das Hauptwerk der gesamten Anlagen, die den Ortesweg sperrte, der durch sie hindurch musste, von deren 732 m hoher Kuppe man die meisten befestigten Berge überschauen und mit ihnen Signale wechseln konnte. Die Fragen, die das Vorhandensein eines mittelalterlichen Herrnsitzes auf einem Vorhügel der grossen Volksburgen für die dunklen Zeiten des 4.-6. Jhs. stellt, sind noch zu wenig beachtet und harren noch der Lösung.

In der folgenden Aussprache betonte F. Kutsch, Wiesbaden, die gleichen Verhältnisse im Taunus, wo die in frühkeltischer Zeit erbauten Ringwälle in der germanischen Spätlatènezeit wieder eine wichtige Rolle gespielt haben.

Der Rest des Vormittags wurde durch die Besichtigung der vorgeschichtlichen Abteilung des Provinzialmuseums ausgefüllt, in der Steiner in dankenswerter Weise den Führer machte.

4. Am Nachmittag wurde mit der Bahn bei schönstem Wetter der **Ring von Otzenhausen** besucht, dessen ungeheure Steinmasse manchen ein kräftiges Staunen entlockte. Auf der Fahrt

hatte man ein gut Stück des Landes an seinen Augen vorbeiziehen lassen können, das die Heimat der Treverer wurde. Mit Burgen auf den Bergen war das Land dann besetzt, als die Römer kamen und wohl die Räumung der meisten erzwangen, nur an einigen lebte die Verehrung der heimischen Götter weiter, wie der Fund einer Bronzestatuetten der Diana und eine grosse Sandsteinstatue eines Ebers, des Tieres des Silvanus, auf diesen Höhen beweist. Scherben nach Art derer von Mt. Beuvray und von einer römischen Spitzampore, die innerhalb des grossen Ringes sich gefunden haben, weisen in die Zeit des ersten Erscheinens der Römer. In die Glanzzeiten keltischer Herrschaft im Lande führt eine Reihe von Bronzegefässfunden aus südlicher Einfuhr, unter denen das Grab bei dem nicht fern Schwarzenbach mit Schnabelkanne, Amphore aus Bronze und Armreif und Gefäss aus Gold wohl die Kostbarkeiten eines alten Trevererfürsten darstellt, den man nach E. Krügers Darlegungen bei der Führung gern mit der grossen Bergfeste in Verbindung bringen wird.

Die zwei nächsten allgemeinen Sitzungen am Freitag und Samstagmorgen galten der römischen Zeit, wobei sich die Ausdehnung auf zwei Tage aus dem Ueberwiegen und der Bedeutung des Römischen in Trier von selbst ergab.

5. E. Krüger, Trier: **Felix Hettner und das Provinzialmuseum Trier.**

Unser Verband ist gegründet, um die vielfältige Einzelarbeit der Vereine zusammenzufassen und auf klar bestimmte Ziele hin zu lenken. Eine der Stellen, wo die Notwendigkeit auf solche Ziele hinzuweisen und dazu unser aller Arbeit zusammenzufassen, schon frühe erkannt wurde, und wo zur Erreichung dieses Ziels schon früh erfolgreiche Arbeit geleistet ist, ist hier Trier und das Trierer Museum gewesen. Der Mann, der das geleistet hat und der darin, wie in so vieler Arbeit, Vorbild war, war Felix Hettner.

Das gibt mir das Recht, das gibt uns allen die Pflicht, heute hier Felix Hettners mit einigen Worten zu gedenken. Es war ein entscheidender Augenblick für unsere ganze Forschung, als die beiden rheinischen Provinzialmuseen in Bonn und in Trier gegründet wurden. In Bonn hatte die Universität mit ihrer Sammlung vaterländischer Altertümer und dem Verein Rheinischer Altertumsfreunde wohl schon immer in näherer Verbindung mit dem grossen Strom der Wissenschaft gestanden. Auch in Trier liegt aus der Zeit von 1800 bis 1877 manche verdienstliche archäologische Leistung vor, die wir heute noch bewundern und mit Dank benutzen. Es genügt, an Wilmowsky's Dom und Chr. W. Schmidt's Baudenkmale zu erinnern, Werke, die wir immer noch mit grossem Nutzen verwerten. Aber die wissenschaftliche Forschungsanstalt, die methodisch, systematisch und ununterbrochen arbeitet und die sich bemüht, allen vorkommenden Funden gerecht zu werden und grosse Aufgaben wissenschaftlich zu lösen, wie es das Provinzialmuseum tut, das gibt es erst, seit 1877 der junge 26jährige Dr. Felix Hettner hier in Trier der erste Direktor wurde und sich erst einmal selbst sein Museum schuf.

Hettner wurde, noch während er im Doktor-Examen steckte, als Direktor des Trierer Museums berufen, nicht zur Leitung eines vorhandenen, sondern zur Schöpfung eines neu erstehenden Museums. Mancherlei Bedenken, manches Widerstreben regte sich dagegen, auch hier in Trier in unserer Gesellschaft für nützliche Forschungen, der Besitzerin der grössten hiesigen Altertümersammlung. Aber Hettner hat alle Widerstände siegreich überwunden und die Aufgabe der Museumsschöpfung glücklich gelöst. Er hat alle vorhandenen Sammlungen zusammengeschweisst und neu geordnet, er hat alle Bestände museumsgemäss hergerichtet, vor allem ordnungsgemässe Inventarien hergestellt, schliesslich in kürzester Zeit die reichsten Neufunde hinzugefügt, die der Boden des Trierer Landes bisher gespendet hat, die Denkmäler von Neumagen und die von Welschbillig.

Hettner sind nur 25 Jahre Tätigkeit beschieden gewesen, wenige Monate nach seinem Dienstjubiläum hat ihn der Tod hinweggenommen. Da er 7 Jahre für die Limesleitung abwesend war, hat er nur 18 Jahre für Trier wirken können. So ist es eine phänomenale Leistung, die er in Trier hinterlassen hat. Er vor allem ist es gewesen, der zuerst strengste wissenschaftliche Kritik und Zuverlässigkeit in die Trierer Forschung eingeführt hat.

Aber wir haben hier zu fragen, was er für unsern Altertumsverband bedeutet. Da ist es Hettners organisatorische Tätigkeit auf dem Gebiete unserer Veröffentlichungen, durch die er unsern Verbands bewusst und planmässig vorgearbeitet und das, was wir jetzt gemeinsam erstreben, schon Jahrzehnte früher als Einzeln in die Wege geleitet hat. Das ist geschehen durch die 1882 ins Leben getretene „Westdeutsche Zeitschrift für Geschichte und Kunst“ mit dem angegliederten „Korrespondenzblatt“.

In erster Linie interessiert uns das Korrespondenz-Blatt, als monatliches Nachrichtenorgan, das schnell alles Wichtige im ganzen west- und süddeutschen Ausgrabungsgebiet mitteilte. Diese Gründung hat nach Hettners Tod formale Aenderungen erfahren, in der Sache lebt es weiter in der „Germania“ der Römisch-germanischen Kommission. Es ist jetzt eine sehr stattliche, gewichtige Zeitschrift geworden. Vielleicht wäre es gar nicht ungünstig, wenn es seiner ursprünglichen, leichter beschwingten Form als Monats- oder Zwei-Monatsorgan wieder etwas näher gebracht würde.

Die Westdeutsche Zeitschrift war ein allgemeines, nicht örtlich gebundenes Organ für ganz Westdeutschland und für beide Disziplinen, heimatliche Geschichte und heimatliche Archäologie. Im Korrespondenz-Blatt aber hat immer unsere Archäologie den Löwenanteil gehabt. In der Zeitschrift herrschte die Historie vor. Hettner hatte für die Zeitschrift als

leitenden Gedanken vor allem zusammenfassende Abhandlungen als sein Programm aufgestellt. Leider ist dieser Teil des Programms wenig zur Entwicklung gekommen, auch für Hettner selbst. Am Anfang seiner Tätigkeit hat er einiges derart gegeben: 1) Das römische Trier, 2) Zur Kultur von Germanien und der Gallia Belgica, 3) Zu den Altertümern von Trier und Umgegend. Dann aber kam seine Limestätigkeit und seitdem fehlen solche grösseren Abhandlungen von ihm leider ganz. Etwas Ersatz dafür bieten aus seinem Nachlass die Aufsätze: „Nachtrag zu den „Drei Tempelbezirken“ und der Vortrag „Die römischen Ruinen Triers“. Die sind sehr wertvoll und wären es noch mehr, wenn Hettner selbst sie vollendet hätte. Auch der organisatorische Gedanke, den jetzt die Berichte der R.-g. Kommission verwirklicht haben, scheint bei Hettner schon vorhanden gewesen zu sein.

Das auf die Dauer für uns Wichtigste aber in der Westdeutschen Zeitschrift ist nun Hettners Museographie. Aus allen Museen in Süd- und Westdeutschland brachte er alljährlich Jahresberichte zusammen, die jedesmal eine vollständige Uebersicht über die Gesamtarbeitsleistung in unserm ganzen Gebiet erbrachten. Dass diese Museographie nicht mehr fortgesetzt wird, woran ich selbst nicht unschuldig bin, ist ein grosser Schaden. Wir sollten alles aufbieten, um das wieder in Ganz zu bringen.

Durch diese publizistische Tätigkeit hatte Hettner Trier und sein Museum in den Mittelpunkt der heimischen archäologischen Forschung gerückt. Um die Jahrhundertwende nahmen die Zusammenfassungsbestrebungen, die sowohl amtlich von Seiten des archäologischen Instituts als von Seiten der freiwilligen Arbeit der Vereine her schon länger betrieben wurden, festere Gestalt an. Die äussere Gelegenheit bot dafür die 100-Jahr-Feier der Gesellschaft für nützliche Forschungen in Trier am 10. April 1901. In den darauf folgenden Tagen, am 11. und 12. April wurde unser Süd- und Westdeutscher Altertumsverband gegründet und der I. Verbandstag abgehalten. Es ist die einzige Tagung, über die ein ganz ausführlicher Bericht erschienen ist, den Hettner als ein Ergänzungsheft zur Westdeutschen Zeitschrift herausgegeben hat.

Worauf es heute hier ankam, war, zu zeigen, wie F. Hettner von Trier aus zu wirken bestrebt war auf das Gesamtgebiet unserer heimischen, archäologischen Bodenforschung. Er machte das mit seinen Publikationsorganen und ist damit der führende Bahnbrecher gewesen für die Arbeit, die jetzt in gegenseitiger Ergänzung unser Verband und die Römisch-germanische Kommission leisten. Dadurch hat Hettner den Anspruch darauf, dass wir ihn bei der Versammlung unseres Verbandes in Trier — es ist das erste Mal nach seinem Tode, dass es geschieht — ehren und voll Dankbarkeit seiner gedenken.

6. D. Krencker, Berlin: „Die Grundrissbildung der röm. Thermenbauten“.

Die grossen 1912 begonnenen Ausgrabungen der Kaiserthermen in Trier gaben die Veranlassung zu eingehenden vergleichenden Studien an römischen Thermen überhaupt. Der Vortragende, der als Architekt in Verbindung mit dem Direktor des Provinzialmuseums in Trier, Prof. Dr. E. Krüger, die grossen Ausgrabungen seiner Zeit geleitet hatte, gab die Resultate der Forschungen bekannt. Reisen in Nordafrika, Italien und im Orient ermöglichten es ihm, reichliches Material zu sammeln. Mit Herrn Krüger zusammen hatte er schon 1915 in einem Vorbericht über die Ausgrabungen den Nachweis erbracht, dass die bisher als Kaiserpalast gedeutete Ruine der Rest einer grossen aus der Zeit des Kaisers Diokletian stammenden Thermenanlage ist.

Der Vortragende ging auf die grundsätzlichen Fragen der Gestaltung der Thermen ein. Die Vorherrschaft des Badebetriebs über die Gedanken, die das griechische Gymnasium besetzten, war in der römischen Kaiserzeit vollendet. Das Badeprogramm und damit auch das Bauprogramm stand fest, grosse technische Neuerfindungen oder ein grosser Wechsel der hygienischen Anschauungen lassen sich nicht feststellen. Nur gab es Variationen aller Art, je nachdem das Bad auf praktische Körperreinigung, oder in Reminiscenzen an griechische Gymnasien auch mit Stätten des Sports, der Erziehung, des Götter- und Kaiserkultes, der Wissenschaft und des Vergnügens verbunden waren. Sie wurden auch, je nach den Mitteln, die zur Verfügung standen, einfach oder prunkvoll gebaut. Der Vortrag brachte zunächst einige Vorbemerkungen, die zum Verständniss der grossen Grundrisse nötig waren, über Hypokausten-Heizungen, über die Art der Feuerung, der Warmwasserbereitung mit Kessel, über die Frage der Zuleitung und Verteilung des Wassers, über Wasserreservoirs, über Brennmaterial u. dergl., sowie über die Art der gemauerten Badewannen.

Ein modernes irisch-römisches Bad gab eine Anschauung über die Grundsätze der Körperreinigung, des Schwitzens, des Massierens, des Warmbadens und des abschliessenden Kaltbadens. Im grossen Ganzen war es im Altertum ähnlich. Es wurden verschiedene Typen von Thermen unterschieden. Der „Reihentyp“, bei dem die Baderäume in einer einfachen Reihe geordnet sind, wurde an mehrfachen Beispielen erläutert, so an den Zentralthermen in Pompeji, an Thermen in Hüfingen, Kempton, Niederbieber und Heddernheim, sowie an den Thermen in Ostia. Der „Ringtyp“, bei dem die Räume so im Kreise angeordnet sind, dass der Badende nicht wieder durch dieselben Räume zurückkehrt, wurde an den Thermen von Bougrara in Tunis und Madaurus in Nordafrika, sowie an den Faustina-thermen in Milet veranschaulicht. Ausserdem gibt es Anlagen, bei denen einzelne Teile verdoppelt sind, sei es, dass sie getrennt für Männer und Frauen angelegt, oder mit der Absicht, je nach Bedarf den einen oder andern Teil ausschalten zu können. Bei grösseren Thermen hatte man sicher auch die Absicht, die Menschenmassen zu teilen. Beispiele dafür waren die Thermen in Humetepe bei Milet, einige

Thermen aus Frankreich und die Thermen aus dem berühmten Lager zu Lambaesis. Die für die Erläuterung der Trierer Kaiserthermen und Barbarathermen wichtigsten Bauten sind die vom sogen. „Kaisertyp“. Davon finden sich viele Beispiele in Nordafrika, so in Lambaesis, Timgad, Cherchel, Magna-Leptis. In einer grossen Mittelachse liegen die grossen Monumentalräume, das Frigidarium mit den Kaltbadewannen, das Tepidarium, der Raum für den Uebergang aus dem Warmbad in das Kaltbad und das Caldarium, meist herausragend aus dem ganzen Baukomplex, mit grossen Fenstern versehen, dem Lichte zugänglich, mit 3 grossen Warmwasserwannen, die in Nischen lagen. Neben dem grossen Frigidarium liegen beiderseits Auskleideräume, davor oft auch noch ein grosser Saal, eine Art Basilika, davor ein grosser Hof, die „Palästra“ von Säulenhallen umgeben, an der meistens auch ein Abort lag. Zu diesem Hauptgerippe gehören bei den Thermen vom „Kaisertyp“ symmetrisch angeordnete Nebentrakte, die aus 3-4 Räumen bestehen, die vom Auskleideraum zum Caldarium führen, in denen der eigentliche BADEPROZESS, das Schwitzen, Massieren, Heissbaden, Dampfbaden, das Oelen, vorgenommen wurde. Erst nach dieser Prozedur gelangte man in gereinigtem Zustand in das grosse immer sehr prunkvoll eingerichtete Caldarium zum Warmbad. Von da aus ging der Badende durch das Tepidarium in das Frigidarium, wo er sich ins kalte Bad stürzte und von da aus zurück in die Auskleideräume.

Besonders wichtig war in diesem Zusammenhang die Beurteilung der grossen Thermen Roms, die Thermen des Kaisers Nero, des Titus, Trajan, Caracalla, Diokletian und Constantin, die bisher noch keine richtige Erklärung bezüglich ihrer Gesamtbenützung gefunden haben. Der Vortragende stellte die Forderung, dass das Benutzungsschema der Räume, wie es sich bei den Provinzialthermen des „Kaisertyps“ ergibt, auch auf diese grossen Anlagen übertragen werde. Nur dann kommt tatsächlich in einer natürlichen Weise auch in diese bisher in ihrer reichen Gesamtkomposition so unverstandenen Bauten ein Sinn hinein. Dies geht aber nur dann, wenn einige bisherige seit den Aufnahmen der Renaissance-Meister (vor allem Palladios) allgemein geltende Auffassungen umgestossen werden. Dazu gehört einmal der Abschluss einer gewissen Zahl von Räumen, von denen man bisher annahm, sie öffneten sich durch Säulen nach aussen. Diese sind hinter oder zwischen den Säulen durch Fenster zu schliessen. Dann müssen die grossen von Säulenhallen umgebenen Palästre, die man bisher offen annahm, als grosse Säle basilikal überdeckt werden. Für diese neuen Auffassungen gab der Vortragende eine Anzahl von zwingenden Beweisen. Manches wurde auch erläutert auf Grund von Abbildungen eines Renaissance-Architekten, der im 16. Jahrhundert Aufnahmen der Ruinen in Rom gemacht hat. Zuletzt wurde noch hingewiesen auf die kleinasiatischen Anlagen in Ephesus, Hierapolis und Alexandria Troas, auf Anlagen, in denen man lange Zeit die Verbindung der griechischen Gymnasien mit römischen Thermen vermutete, die aber doch nach neueren Untersuchungen alle dem „Kaisertyp“ nahe stehen. Von den grossen Thermen Roms glaubte der Vortragende nur bei den Thermen des Nero noch Palästre im alten griechischen Sinne zu kennen. Die Ausführungen wurden mit einer Menge von Bildern und reichem neuen Material erläutert. — Zum Schluss teilte der Vortragende mit, dass die Veröffentlichung der Resultate der Kaiserthermenforschung und im Zusammenhang damit auch einer allgemeinen Untersuchung römischer Thermen in Aussicht steht. Der Druck des Werkes, an dem ausser dem Vortragenden und Prof. Krüger als Mitarbeiter die Herren Regierungsbaurat H. Lehmann in Trier und Prof. Dr. H. Wachtler in Berlin beteiligt sind, wird von dem Verlag Filser in Augsburg besorgt. Das Werk wird Ostern 1929 erscheinen.

7. **R. Schultze-Bonn: „Die antike Basilika mit besonderer Berücksichtigung der römisch-germanischen Forschung“.**

Das Auftauchen neuer basilikaler Bautypen in Pesch und Vetera hatten den Vortragenden zu einer Neuaufnahme der Basilika von Pompeji veranlasst, die er vorführte, um daran die anderen Basilikabauten von Rom und Italien zu schliessen. Von da aus erklärte er die Bauten dieser Art in Deutschland: Vetera, das an Pompeji erinnert, Ladenburg, das zum ersten Mal Pfeiler, Querschiffe und den Triumphbogen zeigt, und Kempton (vergl. R. Schultze, Basilika 1928).

8. **Dann zeigte O. Homburger-Karlsruhe ein bei Karlsruhe neugefundenes Relief eines thronenden Totengötterpaares (Dispater-Sucellus und Herecura), wozu Krüger noch einige Bemerkungen über die Entwicklung gallo-römischer Göttervorstellungen machte.**

9. **S. Loeschcke berichtete von der jüngsten Ausgrabung eines grossen Baues im Zentrum des römischen Trier, der wohl ein Palatium ist, das bis in die Zeit des Augustus zurückgeht.**

Der noch übrigbleibende Teil des Vormittags sah die Teilnehmer bei den Steindenkmälern des Museums, besonders den neu aufgestellten grossen Grabmälern, die E. Krüger erläuterte, während am Nachmittage unter Führung von Krüger, Keune, Steiner und Loeschcke die grossen Römerbauten besichtigt wurden.

10. **Am Abend fand der öffentliche Vortrag statt, der auch vonseiten der Gesellschaft für nützliche Forschungen gut besucht war. F. Drexel-Frankfurt: „Antikes Sagengut auf römischen Denkmälern des Rheinlandes“.** Es wurden besonders die Reliefs der Igelers Säule hervorgehoben und ihre Darstellungen mythologischen Inhaltes aus einer Reihe griechischer Vorstellungen, die damals zum Allgemeingut lebendiger Bildung gehörten, neu erläutert. (Der Inhalt des Vortrages deckt sich im Wesentlichen mit dem, was Drexel in „Röm. Mitteil.“ 1920 S. 121 ff. angeführt hat).

11. Am Samstagmorgen F. Behn-Mainz: **Die Ausgrabungen an der karolingischen Klosterkirche zu Lorsch.**

Seit Adamy 1891 die Blicke der Wissenschaft auf die Kirche und die ihr angeschlossenen Bauten gelenkt hat, sind dort nur kurze Schürfungen mit ganz unzureichenden Mitteln gemacht worden. Erst als dank dem finanziellen Eintreten der Notgemeinschaft deutscher Wissenschaft eine grosszügige Untersuchung des ganzen Gebietes möglich gemacht war, sind wirkliche Ergebnisse erzielt worden. Da bis in die neueste Zeit hinein das Klostergebiet als Steinbruch ausgeschlachtet war, sind die Mauern bis auf geringe Spuren verschwunden und konnten nur durch Anwendung der Methoden der archäologischen Bodenforschung festgestellt werden als Bau- und Fundamentgruben. Die Ergebnisse sind durchaus überraschend. Der kleine, seit Adamy als Torhalle der Klosterkirche gedeutete Bau mit seinem berühmten Fassadenmosaik in mehrfarbiger Steinverblendung erwies sich als völlig frei im Atrium stehend, das sich um 12 m breiter herausstellte als es Adamy annahm, der die inneren Mauern der beiderseitigen Hallen irrtümlich für die äusseren genommen hatte. Die beiden Treppentürme (nur der südliche ist aufgehend, der andere nur im Grundriss erhalten) sind Teile des alten Baues. Dieser hatte ein Obergeschoss, dessen Balkenlöcher freigelegt wurden. Die drei seit Jahrhunderten zugemauerten Bogen waren ursprünglich offene Durchgänge. Im oberen Geschoss fand sich auf der untersten Putzschicht eine karolingische Wandmalerei, eine Scheinarchitektur aus jonischen Säulen, die wechselnd rot und blau um alle vier Wände umlaufen und auf einem quadrierten Sockel stehen. Die alte Bezeichnung des Baues ist Michaelskapelle. Wirkliche Analogien in der Baukunst sind nicht vorhanden. Die mehrfach geäusserte Vermutung, es sei die 882 erbaute „Ecclesia Varia“, die Gruftkirche des ostkarolingischen Königshauses, erwies sich als unhaltbar, nachdem wir bei genauester Durchsichtung des Bodens keine Spur der 7 dort bezeugten Grabstätten fanden. Da ein so einzigartiger Bau doch wohl in der in baugeschichtlichen Dingen sehr ausführlichen Chronik des Codex Lareshamensis erwähnt sein müsste, mag der Bau identisch sein mit der von Abt Richbod (784-804) erbauten „Ecclesia triplex“.

Von der Klosterkirche sind nur noch drei zugemauerte Joche des Mittelschiffes erhalten, der Raum diente seit etwa zwei Jahrhunderten als Tabakscheuer. Die Seitenschiffe, die nur ein Drittel der Breite des Mittelschiffes haben, sind im Süden in zwei kurzen Stümpfen Mauerwerk, sonst (und im Norden ausschliesslich) nur in den Fundamentgruben erhalten. Nach Westen ist ein zweitürmiges Westwerk vorgelegt, dessen Ostwand noch steht. Bei der Untersuchung dieser Wand erkannten wir, dass das Westwerk ursprünglich vollkommen frei gestanden haben musste. Der Fussboden ist gegeben durch ein später verdecktes Sockelprofil. Der Obergaden des Kirchenschiffes überdeckt ein grosses Doppelfenster des südlichen Turmes. Der Raum zwischen den beiden Türmen hatte in beiden Geschossen einen grossen Halbbogen, der untere ist bis auf geringe Reste verschwunden bei dem Einbau des gotischen Portales, der obere ist zugemauert. Darüber ist an beiden Seiten der Ansatz der Schräge eines steinernen Daches erhalten; die Höhe dieses Bauteiles ist also gesichert. Es fand sich dann zuletzt auch die ehemalige Westwand der karolingischen Kirche mit vorspringendem Mittelschiff. Der Zeitpunkt der Ueberbauung des zwischen der alten Kirche und dem freistehenden Westwerk liegenden Raumes zu einer Vorkirche ist nicht mit aller Sicherheit erkennbar. Es spricht viel dafür, dass die Erweiterung der alten Kirche im Verlaufe des 10. Jahrhunderts stattfand; da technische und stilistische Einzelheiten für eine spätere Zeit zu sprechen scheinen, mag sehr wohl die Substanz der Arkadenwände, beschädigt durch den Brand vom 21. März 1090, repariert und zu grösseren Teilen ausgewechselt worden sein. Das Baubild und der Arkadenrhythmus ist dabei jedoch nicht verändert worden. Der Gründungsbau von 774 hat eine Länge von etwa 45 m. Die Apsis hat keine halbrunde Form, sondern die eines flachen Rechteckes. Damit hat die Kirche von 774 den gleichen Grundriss wie die kleinere Kirche auf der 200 m weiter östlich liegenden Kreuzwiese, in der wir die 763 geweihte, durch die rasche Entwicklung des Klosters zu klein gewordene und durch den Neubau von 767-774 ersetzte ältere Klosterkirche erkennen dürfen.

Östlich an die Chornische der Basilika schliesst sich eine kleine Kirche mit halbrunder Apsis an, vom Fundament und der Wandverkleidung des Innern waren hier noch grössere Reste in Stein erhalten. Der Fussboden liegt gegen 6 m unter dem der Hauptkirche. Hier sah und beschrieb Freher in seinen „Origines Palatinae“ 1614 die Krypta, und hier wurden bei der Raubgrabung des Oberforstmeisters v. Hausen (1800) die steinernen Sarkophage herausgezogen. Unsere Vermutung, hier die so viel behandelte Königsgruft, die „Ecclesia Varia“ gefunden zu haben, fand eine überraschende Bestätigung durch Massen von bemaltem Stuck, der auf der Ostseite der Apsis in breitem Streifen den Hang hinab lag. Diese Wandmalerei, weicht von der in der Kapelle gefundenen vollkommen ab, wir haben eine figürliche Komposition (es wurden 5 Köpfe und Teile von mindestens 8 Oberkörpern gefunden) mit Blumen und vielen Ornamenten. Die Darstellungen zeigen ausgesprochenen byzantinischen Stil und erinnern vielfach an die Formensprache der Mosaikbilder. Leider sind es nur Bruchstücke, von denen sich sicher noch manche zusammenfügen lassen (es sind gegen 8000 Stück gefunden), aber die Stuckmalerei wurde sichtlich abgeschlagen, um die wertvollen Bausteine der Apsis zu gewinnen. Die Farben sind noch heute leuchtend frisch und rechtfertigen die Bezeichnung der „bunten Kirche“ durchaus. Die beiden Wandmalereien sind für Deutschland Unika.

Die Baugeschichte der Klosterkirche ist durch die Ergebnisse der Ausgrabung nun in den Hauptpunkten geklärt worden. Die karolingische Kirche von 774 ist im ganzen Verlauf des Grundrisses wiedergewonnen. Ihr ist im Westen ein mächtiges Turmwerk vorgelagert, der Raum dazwischen diente als Atrium und Grabstätte für die Aebte. Um 800 entsteht im Westen die Michaelskapelle mit ihrer Fassadenverblendung, 882 wird im Osten an den Chor die Königsgruft angebaut. Im 10. Jahrhundert wird die Kirche erweitert durch Ueberbauung des alten Atriums, ein neues grösseres Atrium wird nach Westen vorgelegt und dieses nimmt Rücksicht auf die schon stehende Michaelskapelle, die einbezogen wird. Am 21. März 1090 zerstört ein grosser Brand den Teil der Kirche, in dem die Reliquie des hl. Nazarius ruhte; die Neuweihe findet erst 1130 statt; bis dahin konnte man den unversehrt gebliebenen Ostteil allein verwenden. Ein Blitzschlag 1359 in das Turmwerk beschädigt dieses so sehr, dass man sich zur Aufgabe der Türme entschliesst und die Kirche verkürzt. 1621 gerät die Kirche durch dort lagernde spanische Truppen erneut in Brand, wird noch einmal notdürftig hergerichtet, doch ohne Seitenschiffe. In diesem Zustande muss sie später Schauplatz von Kämpfen gewesen sein, da die Arkadenpfeiler Spuren von Gewehrschüssen tragen. Bald nach 1700 wird die Ruine dem kirchlichen Gebrauche entzogen und diente dann als Tabakscheune.

12. L. Ohlenroth-Augsburg: „**Forschungen zum Stadtbild des römischen Augsburg**“.

Seit einigen Jahren ist die Erforschung der Hauptstadt Rätiens systematisch in Angriff genommen worden, nachdem bisher die Tätigkeit lediglich sich auf die Aufsammlung von Funden und gelegentliche Feststellungen beschränkt hatte. Die bedeutende Rolle, die die römische Forschung in der Zeit des Humanismus in Augsburg gespielt hatte, hat damit ihre notwendige Fortsetzung gefunden.

Entsprechend der grossen Tiefenlage der römischen Schichten und der sehr geringen, für die Forschung zur Verfügung stehenden Mittel, wurden in den ersten Jahren lediglich die bei Bauvornahmen festgestellten römischen Gebäude und Schichten festgehalten und in Einzelfällen kleine Untersuchungen daran geknüpft. Durch mehrjährige Tätigkeit in dieser Weise waren genügend Anhalte für die Eröffnung planmässiger Grabungen gesammelt worden. Es hatte sich auch gezeigt, dass es möglich sein muss, das Strassennetz der römischen Stadt vollkommen zu klären.

Die früheste römische Siedlungsspur sind die Reste eines umfangreichen Depots aus der Zeit der Drususfeldzüge, das zwischen die Zeit von Oberaden und Haltern zu setzen ist. Der Platz des vorauszusetzenden Legionslagers ist nicht bekannt. Der Fundort selbst liegt in einem alten Bett der Wertach. Die spätere Stadtansiedelung hat die Hochfläche zwischen Lech und Wertach besiedelt. Ihre früheste Funde gehen in die Zeit des Tiberius zurück; doch bestehen Anhaltspunkte, dass auch schon in früherer Zeit vereinzelt eine kleinere römische Siedelung dort bestanden haben kann. Ob sie militärischen oder zivilen Charakters ist, ist noch nicht entschieden. Das Strassennetz der Stadt teilt nun diese voraussetzungslose Hochfläche durchaus nicht irgendwie gleichmässig ein, sondern es lässt sich eine Vielheit von Richtungen feststellen, deren Grund erst nach Abschluss der Untersuchung erklärt werden kann. Rein vermessungsmässig lassen sich darin zwei Systeme unterscheiden, ein früheres, dem der Zug der Via claudia durch die Stadt angehört, die wohl die sonst unbegründbare Hauptorientierung bestimmt haben wird und ein späteres, das genau nord-südlich orientiert ist. Dabei ist die Feststellung wichtig, dass der ideale Scheitelpunkt vom Decumanus und Cardo des älteren Systems auch derjenige des neueren Systems ist; ideal insoferne, als eine tatsächliche Vereinigung der Strassen in diesem Punkte nicht stattgefunden zu haben scheint. Die untergeordneten Seitenstrassen beider Systeme, die vor allem östlich der Hauptlinie bisher untersucht sind, stehen zu diesem im Winkel von 60°. Notwendige Verbindungsstrassen der beiden Systeme sind dann noch nach Massgabe der Notwendigkeiten ohne eine besondere Winkeleinhaltung gezogen. Soweit es bisher beobachtet werden kann, beginnen die starken Kieskörper der ältesten Epoche um die Mitte des 1. Jahrhunderts. Denn in verschiedenen Orten ist in den Schuttschichten, die der eigentlichen Strassenschotterung vorausgeht, keramisches Material der ersten Hälfte des 1. Jahrhunderts gefunden worden. Von diesen früheren Strassenzügen ist auch bisher bei zweien eine spätere Auffassung und Ueberbauung festgestellt worden. An einer Stelle läuft eine Strasse des späteren Systems deutlich durch eine Schutzschicht getrennt, über eine aufgelassene des früheren hinweg. Da aber das spätere System seinerseits an den untersuchten Stellen durch bisher unbesiedelte Stadtteile gelegt ist, ist ein sicherer Zeitpunkt für seinen Beginn sonst nicht gegeben. Es dürfte aber wohl erst im zweiten Jahrhundert vermutlich zur Zeit Hadrians angelegt sein. Im nordwestlichen Viertel des ältesten Systems ist die Ost- und Südseite eines mit Spitzgraben und einer starken Mauer umgebenen Lagers festgestellt worden. Die Mauer dieses Lagers ist in späterer Zeit vollständig abgetragen und der Kastellgraben ausgefüllt worden, in dem spätere Funde als solche spätestens hadrianischer Zeit nicht beobachtet wurden. Die Auffassung dieses Lagers dürfte möglicherweise mit der durch Hadrian erfolgten Erhebung der Civitas zum Municipium zusammenhängen. Die endgültige Ausdehnung dieser Anlage, sowie die Untersuchung des nach seines Auffassung spärlich überbauten Innern dürften die endgültige Erklärung geben. Im südwestlichen Viertel fehlten bisher sämtliche Nebenstrassen, die Anhaltspunkte für irgendeine private Besiedelung dieses Stadtteiles geben würden. Da der grösste Teil dieses Viertels seit je öffentlicher bzw. geistlicher Besitzes war, werden diese Besitzverhältnisse ihre Begründung wohl in der römischen

Zeit haben. Neuerliche Untersuchungen haben auch ergeben, dass sich die römischen Verhältnisse hier mit den mittelalterlichen ungefähr decken und wir öffentliche römische Anlagen für diesen ganzen Komplex voraussetzen müssen. Es hat sich somit für den Grundplan der Stadt Augsburg eine gewisse Dreiteilung ergeben, in dem östlich der Haupt-Nord-Südstrasse bürgerliche Quartiere und westlich auf der Nordseite der Hauptost-Weststrasse militärische, südlich öffentliche Bauanlagen sich ausgedehnt haben.

Ein überraschendes Ergebnis brachte die eingehende Untersuchung der Orientierungen, die die Besitzgrenzen in der heutigen Stadt aufweisen. Es lassen sich bis ins früheste Mittelalter zurückgehende, dem weit zersplitterten privaten Eigentum übergeordnete Orientierungen feststellen, die ihrerseits über ganz bestimmte Gebiete der Stadt sich erstrecken. Bei einem grossen Teil derselben hat sich dann herausgestellt, dass diese Orientierungen mit denjenigen der römischen Strassen oder Gebäude eng zusammenhängen. Die weitere Erforschung des römischen Strassen-netzes wird den unleugbaren Zusammenhang noch näher erläutern und erklären lassen.

13. Zum Schluss erläuterte S. Loeschcke eine **Sonderausstellung keramischer Fundgruppen** aus Trier und besprach anhand ausgesuchter Beispiele das vielfache Ineinandergreifen und die gegenseitige Beeinflussung der Formenwelt der Gefässe in Ton, Glas und Bronze in den verschiedenen Jahrhunderten; vergl. Trierer Zeitschrift 1928, Heft 1/2 S. 68, das die Teilnehmer dankbar als eindrucksvollste Gabe der Gesellschaft für nützliche Forschungen und des Provinzialmuseums entgegennehmen durften.

14. Für den Nachmittag war das bedeutsamste archäologische Ereignis der letzten Jahre in Deutschland aufgehoben worden, der **Tempelbezirk im Altbachtal**, den sein Entdecker, S. Loeschcke, zuerst in einem Vortrage nach den bisherigen Ergebnissen erläuterte. Dann ging man unter Loeschckes Führung hinunter zur Besichtigung der Tempelstadt. Hatte der Vortrag das Bewusstsein nur stärken können, dass diese an die germanischen und keltischen Wurzeln der grössten römischen Stadt Deutschlands greifende Unternehmung eine nationale Bedeutung gewonnen habe und in vollem Masse die Förderung weiter verdiene, die ihr bisher zuteil geworden ist, so bestätigte das erst recht der Augenschein, dessen grossen Eindruck auch der leider einsetzende Regen nicht beeinträchtigen konnte. (An Stelle eines Referats wird verwiesen auf das Buch: S. Loeschcke, Die Erforschung des Tempelbezirks im Altbachtal zu Trier 1928).

Im Anschluss daran nahm der Vorsitzende Veranlassung, womit er nur dem allgemeinen Gefühl der Versammlung Ausdruck gab, der Notgemeinschaft deutscher Wissenschaft durch deren Eingreifen die drei grossen Unternehmungen in Augsburg, Lorsch und Trier ermöglicht worden, dafür den aufrichtigen wärmsten Dank auszusprechen.

Am Abend vereinigte eine von der Stadt Trier dargebotene Einladung die Teilnehmer und zahlreiche Trierer zu angeregter Unterhaltung, bei der der Dank, den man tief im Herzen von den vorangegangenen höchst anregenden Tagen empfand, von den verschiedensten Seiten her beredenen Ausdruck fand.

15. Den Beschluss bildete die Kraftwagenfahrt, die am Sonntag bei prächtig aufklärendem Wetter wieder durch grosse Stücke des Trevererlandes zu drei bedeutsamen Punkten führte, die sich unter E. Krügers Führung zu lebendigem Eindruck erschlossen: Zuerst nach Igel an das grosse Grabmal der Secundinier, dann zu der mächtigen Villenanlage zu Nennig mit dem herrlichen Mosaik und dann nach Kastel an der Saar, das auch in vorgeschichtliche Zeiten zurückführte. Denn es scheint in keltischer Zeit ein Oppidum der Leuci gewesen zu sein, worauf der Fund einer Goldmünze mit dem Namen Loucotios im Verein mit mehreren mit Leuk- gebildeten Ortsnamen der Gegend deutet; auch aus römischer und fränkischer Zeit sind Funde da; Einsiedler hausten dort in ihrer Klause; das Relief einer Arcosolnische im Felsen hat Graeven mit spätkarolingischen Elfenbeinreliefs zusammengebracht; zuletzt hat dann Schinkel jene gotische Kapelle in die Landschaft hineingestellt, in der die Gebeine Johanns von Böhmen ihre letzte Ruhestätte gefunden haben; so kann die Hochfläche mit ihren trotzigen Felsabstürzen von mancherlei Geschichten erzählen.
16. Die noch die Rückfahrt nicht drängte, folgten von den Teilnehmern am Montag ein kleinerer Kreis P. Steiner in die Gegend von Gerolstein zum Tempel der Caiva und anderem Interessanten und Sehenswürdigem, eine grössere Zahl E. Krüger nach Luxemburg. Die dort vorläufig noch magazinierten Sammlungen brachten in mancherlei Dingen höchst willkommene Ergänzungen zu Trier, teils in römischen Grabmalern und Götterbildern, teils in fränkischen und vorgeschichtlichen Funden. Allgemeiner Ueberzeugung entsprang der Wunsch, dass es der luxemburgischen Regierung gelingen möge, die beabsichtigte Neuaufstellung würdig durchzuführen und damit die der Sammlung zukommende Bedeutung für die römische und vorgeschichtliche Forschung wieder hervortreten zu lassen. Unter der lebenswürdigen Führung des Verwalters der Sammlung, Prof. Dr. Medinger, hatte man auch noch Gelegenheit, die eigenartigen Naturschönheiten der Stadt und ihrer näheren Umgebung auf einem kurzen Rundgang kennen zu lernen.

Mannheim.

(Mit Referaten der Vortragenden) Gropengiesser.